

CATHERINE BANNER

Die langen Tage von Castellamare

Ein Familienroman



ullstein

Schatten. Der Professore hatte Amedeo erzählt, die Insulaner seien teils normannischen, teils arabischen, teils byzantinischen, teils griechischen, teils spanischen, teils romanischen Ursprungs, was in Pina zum Ausdruck kam, die schwarzes, dichtes Haar und überraschend opalfarbene Augen hatte. Sie wurde in den Kreis einbezogen und sollte erzählen, was die Insulaner die »wahre Geschichte von Castellamare« nannten. Das machte sie mit zögernder, aber kräftiger Stimme: eine Geschichte von Eindringlingen und Vertriebenen, von Vulkanausbrüchen, von gespenstischen Klagelauten und Höhlen, von deren Wänden das Klicken weißer Knochen widerhallte, eine derart verblüffende Geschichte, dass Amedeo größte Mühe hatte, sich an die Einzelheiten zu erinnern, als er am nächsten Tag aufwachte. Er glaubte danach immer, den wichtigsten Teil vergessen zu haben, und dass niemand so gut erzählen konnte wie sie.

Nachdem sie fertig war, entschuldigte sich Pina, sie müsse nachsehen, ob ihr Mann sicher nach Hause gekommen sei. Vielleicht werde sie am Ende des Fests zum Blütenregen wieder zurückkommen.

»Pina ist eine kluge Frau«, sagte der Pfarrer und sah ihr nach. »Ich habe sie getauft und ihr den Katechismus beigebracht. Zu gebildet für diese Insel und für ihren Mann verdammt schade, aber ich kann den Professore nicht überreden, seine Stelle aufzugeben und sie seiner Frau abzutreten. Sie wäre viel besser als er, denn der Mann ist ein entsetzlicher Langweiler.«

Der alte Rizzu, der für Pinas Geschichte zurückgekehrt war, krächte wieder vor Vergnügen. »Padre Ignazio liebt Skandale«, sagte er. »Und verursacht gern welche. Er ist der unkonventionellste Pfarrer, den wir je hatten.«

Der Pfarrer schien zufrieden mit dieser Feststellung und leerte sein Glas Arancello in einem Zug.

In diesem Augenblick breitete sich wellenförmig Unruhe in der Menge aus. »Der Conte«, sagte Rizzu. »Da ist er endlich.«

»Ah«, sagte Padre Ignazio. »Noch ein Mann, für den ich nur sehr wenig Geduld aufbringe. Verzeihen Sie, Dottore, ich muss das Weite suchen.«

Ein beleibter Mann in Samtjacke kam unter der Heiligenstatue in Sicht. Amedeo war verdutzt, wie er die Menge behandelte und Aufmerksamkeit und Wohlwollen einforderte. Manche Insulaner verbeugten sich und schüttelten ihm die Hand, andere überreichten ihm Geschenke – einen Teller Auberginen, eine Flasche Wein, ein lebendiges Huhn in einem Holzkäfig –, alles nahm d'Isantu entgegen, bevor er es seinem Gefolge übergab. Die Szene schien niemanden zu verblüffen, obwohl Amedeo auffiel, dass nicht alle sich dem Conte näherten oder ihm zur Begrüßung die Hand reichten.

Schließlich blieb d'Isantu vor ihnen stehen. Der Pfarrer war geflohen, Rizzu wippte und verbeugte sich an einer Tischseite. In der Annahme, dass es erwartet wurde, erhob sich auch Amedeo.

»Sie sind vermutlich der neue Arzt. Ich bin Andrea d'Isantu, der Conte.«

Amedeo stellte sich hastig vor. »*Piacere*«, erwiderte der Conte freudlos. »Das hier ist meine Frau Carmela.«

Eine junge Frau mit gelangweilter Miene trat aus der Menge. Ihr schwarzes Haar war lockig, und sie trug einen Hut mit einer aufrecht stehenden Feder, so wie er in Paris oder London wohl modern war, dem jahrzehntealten Sonntagsstaat der anderen Insulaner jedoch widersprach. »Carmela«, sagte der Conte und wedelte mit einer Hand in die Richtung der Frau. »Hol Kaffee und Schnaps. Bring Wein her. Eine Kleinigkeit zu essen, eine Pastete oder Arancini.«

Nach diesen Worten zog der Conte einen Stuhl heran, ließ sich darauf nieder und versank in brütendem Schweigen. »Also«, sagte er schließlich. »Wann sind Sie angekommen? Wer hat Sie am Kai abgeholt?«

»So gegen neun Uhr«, erwiderte Amedeo. »Und niemand hat mich abgeholt, ich habe den Weg auch allein gefunden. Aber man hat mir Signor Arcangelo vorgestellt und einen oder zwei aus dem Gemeinderat, Professor Vella und Padre Ignazio.«

»Sie kommen aus der Stadt, nicht wahr? Aus dem Norden? Und was machen Sie hier auf dem Fels am Rande der Zivilisation? Wahrscheinlich sind Sie auf der Flucht vor etwas.« Der Conte brach in schallendes Gelächter aus.

Amedeo wusste nicht, wie er darauf antworten sollte, nur dass er landauf, landab eine Stelle als *medico condotto* gesucht und hier eine gefunden habe.

»Nun, ich hoffe, Sie verdienen genug für Ihren Lebensunterhalt. Woher stammt Ihre Familie? Esposito, das ist ein komischer Name.«

»Ich habe keine Familie, nur einen Pflegevater«, erwiderte der Arzt. Er sprach deutlich, denn für gewöhnlich schämte er sich dessen nicht, obwohl er unter der Befragung des Conte und der drückenden Hitze auf der Piazza ein wenig ins Schwitzen geraten war. Er fuhr sich mit dem Finger unter den steifen Hemdkragen.

»Ein Mann ohne Familie?«, sagte der Conte. »Ein Mann aus dem Nichts, ein Waisenkind?«

»Ein Findelkind. Ich bin in der Obhut des Ospedale degli Innocenti in Florenz aufgewachsen, einem Haus für Findelkinder. Eins der besten«, fügte er stolz hinzu.

»Ah – dachte ich mir doch aufgrund des Namens. Esposito. Aufgegeben.«

Carmela tauchte wieder auf, Rizzu und seinen Bruder im Schlepptau, die Tablett vor sich hertrugen, auf denen Tassen mit Goldrändern, eine Untertasse mit sorgfältig arrangierten Pasteten und eine ungeöffnete Flasche Arancello standen. »Der Beste«, murmelte Rizzu und scharwenzelte um den Stuhl des Conte.

»Carmela, gieß die Gläser voll.« Wieder schaute der Conte seine Frau nicht an. Sie nickte nur, schenkte ihrem Mann ein, setzte sich dann in einigem Abstand hin und faltete respektvoll die Hände.

»Wir haben Eiscreme und richtigen Likör in der Villa, aus Palermo angeliefert.« Der Conte stieß einen dramatischen Seufzer aus. »Ansonsten werden Sie feststellen, dass wir ein primitives Volk sind, fürchte ich, Dottore. Kein richtiges elektrisches Licht, keine Bibliotheken. Die Meeresluft lässt die Bücher vermodern. Ha! Noch dazu ein Volk von Analphabeten, nur ich kann lesen, und der Pfarrer und der Schulmeister und der Krämer Arcangelo auf seine Weise. Und Carmela, vermute ich, obwohl man sie nie als *belesen* bezeichnen würde, mit ihren Modezeitschriften und französischen Romanen. Ha! Ich hoffe, das Haus für Findelkinder hat Sie zu schlichtem Geschmack erzogen, denn diese Insel ist für jeden zivilisierten Mann eine Plage.«

»Das Hauptmerkmal einer zivilisierten Gesellschaft«, sagte Amedeo, der sich diese Meinung gerade gebildet hatte, »ist meiner Ansicht nach die Einstellung eines Arztes.«

Daraufhin lachte die schöne Carmela zu Amedeos Betroffenheit laut auf. Der Conte rührte seinen Kaffee um und riss ein Stück Pastete ab. Er biss kräftig hinein, schluckte, wischte sich die Krümel vom Mund. »Die Einstellung eines Arztes war nicht klug«, sagte er. »Der neue Bürgermeister und der Gemeinderat haben einen Fehler gemacht. Das ist eine Ausgabe, die wir uns nicht leisten können. Ich hoffe jedenfalls, dass Sie hier Ihr Auskommen finden, aber wir leben in schweren Zeiten, und es kann sein, dass Sie das Jahr nicht überstehen, tut mir leid, das sagen zu müssen.«

Schweigen breitete sich am Tisch aus. Amedeo begegnete Carmelas Blick und wurde unruhig. Sie beugte sich ein wenig vor. »Sie müssen zum Abendessen zu uns in die Villa kommen«, sagte sie. Ihr Gesicht leuchtete dabei vor unterdrücktem Schalk. »Sie und mein Mann werden sich viel zu sagen haben.«

»Das ist sehr nett von Ihnen, aber ich werde nur wenig freie Zeit haben, sobald ich meine Arbeit aufgenommen habe.«

»Nun denn, wenn das so ist, werden Sie vielleicht überleben«, bemerkte der Conte. »Wenigstens haben Sie keine Frau mitgebracht oder Kinder. Und wenn Sie sich nur selbst ernähren müssen und keine Zeit für gesellschaftliche Ablenkungen haben, dann machen Sie Ihre Sache als sparsamer Junggeselle vielleicht ganz gut. Für mich wäre das kein Leben, aber womöglich können Sie es schaffen. Wie praktisch, ein Findelkind zu sein, ein Mann ohne Familie, ein völlig unbelasteter Mann!« Dabei warf er einen Blick auf Carmela, die sich noch immer amüsierte.

»Was ist mit Ihnen, Signor il Conte?«, fragte Amedeo. »Haben Sie und die Contessa sehr viele Kinder?« Ein Instinkt sagte ihm, dass sie kinderlos waren, und er hoffte kaltherzig, ihnen einen Stich versetzt zu haben.

Der Conte schüttelte jedoch nur den Kopf. »Meine Frau ist unfruchtbar.« Carmela senkte den Kopf, und Amedeo sah, wie Röte an ihrem Hals aufstieg, nachdem sie derart in der Öffentlichkeit bloßgestellt worden war. Mit einem Schlag hatte der Conte sie in ihre Schranken verwiesen und den Arzt zum Schweigen gebracht. Nun machte er Anstalten, sich zu verabschieden. Er nahm noch eine Pastete, trank seine Tasse leer und reichte Amedeo erneut die Hand. »Ich hoffe, Sie werden hier ein Auskommen haben«, sagte er.

»Das habe ich fest vor«, erwiderte Amedeo.

Während d'Isantu sich ins Gedränge der Insulaner zurückzog, vernahm Amedeo ein schwermütiges Schnauben und drehte sich um. Padre Ignazio stand dicht hinter ihm. »So«, stellte er fest. »Sie haben gerade Ihre erste Begegnung mit dem Conte überlebt. Jetzt kann alles nur noch besser werden.«

»Carmela tut mir ein bisschen leid«, sagte Amedeo.

»Ja«, erwiderte Pater Ignazio. »Sie tut uns allen ein bisschen leid.«

Der Morgen kam schneller als erwartet, das Grau wurde heller, und doch ging das Fest weiter. Amedeo war so betrunken, dass er seinen Beinen nicht traute, und sehnte sich nach einem Bett. Er saß zwischen dem Pfarrer und Rizzu, während die wirbelnde Musik immer hektischer wurde, das Tanzen immer chaotischer. Die Kartenspieler waren in eine Runde Scopa vertieft, die anscheinend schon stundenlang andauerte. Jedes Mal wenn ein Gewinner seine Karten vom Tisch fegte, wurden die Schreie deftiger, die Beleidigungen gutmütig übertrieben. Bei der letzten Runde war Rizzus jüngerer Bruder triumphierend aufgesprungen, hatte seine Karten hochgehalten und einen Krug Limoncello umgestoßen. Unterdessen vollführte ein junger Mann, der gerade noch getanzt hatte, in Wams und schwarzer Jacke eines Bauern gefährliche Sprünge um den Kreis. Dann trennten sich die Tänzer plötzlich, und auf dem Platz entstand Unruhe.

»Verdammt, höchste Zeit für die Blumen!«, sagte Padre Ignazio und sprang auf. »Ich vergesse es wie immer!« Erstaunlich geschickt schlängelte er sich durch die Menge und blieb vor der Statue der Heiligen stehen. Eine Gruppe junger Männer hob sie in die Luft. Auf allen Seiten flogen Fensterläden klappernd auf.

»Was machen die da?«, fragte Amedeo, aber auch Rizzu war fort, und er stellte fest, dass er allein auf der Terrasse der Bar war.

Der Pfarrer hob zu einem Gebet an. Dann setzte auf einmal ein wundersamer

Blütenregen ein, wie ein Naturwunder. Aus jedem Fenster warfen Frauen ganze Korbladungen von Oleander und Bougainvillea herab, Bleiwurz und Geißblatt, bis die Luft voll davon war. Kinder schrien und hüpfen; die *organetti* und Gitarren stimmten einen Choral an; die Statue der Heiligen wurde schwankend über den Köpfen der Menge getragen, und in dem Durcheinander wirbelten weiterhin Blumen herab und ließen kaum Luft zum Atmen.

Wie aus heiterem Himmel fiel Amedeo ein, was für ein wunderbares Bild diese Szene abgeben würde. Fieberhaft kramte er in seinem Koffer und setzte die Faltkamera zusammen. Er stellte sie auf den Tisch und machte sein erstes Bild, einen körnigen, unterbelichteten Schnapsschuss von der Bar, der Piazza, dem Blütenregen.

Wochen später entwickelte er es in der provisorischen Dunkelkammer, die er hinten in seinem Wandschrank im Haus des Schulmeisters eingerichtet hatte (obendrein ein nützliches Versteck vor den Belehrungen durch den Professore). Die Blumen waren nur weiße Streifen vor grauem Hintergrund, dennoch verblüffte ihn die Schärfe des Bildes. Es war schön, das erste Foto, das er je gemacht hatte. Unter den Gesichtern in der Menge erkannte er die Fremden jenes Abends, die zu vertrauten Gestalten in seinem Alltag geworden waren: Rizzu und sein Bruder Arm in Arm vor der Bar, deren Lichter wie eingefangene Sterne leuchteten; Padre Ignazio unter der Statue; der dunkle Schatten des Conte; Pina Vella an einem Fenster im ersten Stock; und – unnahbar am Rand der Menge – die schöne Carmela.

Später würde er dieses Foto als unheilverkündend ansehen, denn darin waren, wie die Geschichten in Rita Fiduccis Spielkarten, alle Hinweise auf sein bevorstehendes Leben verborgen.

Jenseits der Inselküsten trieb die Welt in jenem Jahr 1914 langsam und stetig auf einen Krieg zu. Zunächst merkte Amedeo es nicht. Die Nachricht vom Attentat in Sarajevo, das sich ein paar Stunden nach dem wunderbaren Blütenregen ereignete, brauchte dreizehn Tage, um Castellamare zu erreichen, und inzwischen war die Insel so strahlend und lebhaft, dass sie für ihn die einzig reale Welt war. Dennoch war nicht zu leugnen, dass Amedeo hier ein Fremder war. Ebenso fehl am Platz wie der Riese in einer seiner Erzählungen, war er so groß, dass er sich den Kopf stieß, wenn er in den Häusern seiner Patienten ein und aus ging. Die Betten auf der Insel waren zu kurz für ihn, sie waren für die Bauern des neunzehnten Jahrhunderts hergestellt worden, und er musste zwei zusammenschieben und quer darauf schlafen, bis ein längeres Bett für ihn gebaut wurde. (Jahre später musste auch ein besonderer Sarg für seine fast zwei Meter Körperlänge gebaut werden, denn er würde für immer der größte Mann auf Castellamare bleiben.) Er fügte sich also nicht sofort nahtlos ein, hatte aber das dumpfe Gefühl, irgendwie doch dazuzugehören. Als er zum Beispiel am Tag nach dem Fest der heiligen Agata gegen Mittag aufwachte, stellte er fest, dass jemand seine vergessene Truhe mit den medizinischen Instrumenten den Berg hinaufgetragen und vor seiner Tür abgestellt hatte. Der Pfarrer, Padre Ignazio, suchte ihn vom ersten Morgen an auf, um die Nachrichten vom Kontinent mit ihm zu besprechen; »Sie sind ein denkender Mann, Esposito, Sie werden eine Meinung haben«, sagte der Padre. Die älteren Rizzu-Brüder lauerten ihm bei seinen morgendlichen Rundgängen auf, traktierten ihn mit Kaffee und Reisbällchen. Nach knapp einem Monat baten die Witwen des Sant'Agata-Ausschusses ihn um seine Meinung (obwohl er kein religiöser Mann war und sie am ersten Sonntag schockiert hatte, als er der Messe fernblieb), welche Farben die Fäden haben sollten, die für eine neue, der Heiligen gewidmete Fahne zu bestellen waren.

Nachdem er erfolgreich die Stacheln eines Seeigels aus dem Fuß des Fischers Pierino entfernt hatte, lud ihn die Fischergilde in die *tonnara* ein und überreichte ihm feierlich einen Thunfisch.

Außerdem gab es tausend unbedeutende Kleinkämpfe im Ort, bei denen man Partei zu ergreifen hatte (denn Amedeo war bereits als Berater in den Gemeinderat berufen worden); es gab mehrere Typhusfälle; acht Kinder waren unterwegs oder standen kurz vor der Geburt. Als Italien in den Krieg eintrat, war Amedeo gerade auf dem Weg zum Sumpf, um zu prüfen, ob man ihn trockenlegen und somit das Malariarisiko verringern konnte, und irgendwie schienen Sumpf und Malaria ihm wichtiger als die Kriegserklärung, dieser Kampf hier auf Castellamare gegen Pestilenz und stehendes Gewässer musste dringender ausgetragen werden. Die Insel war in seinen Augen wie ein abgetrenntes Land, nicht Teil des Italien, in dem er seine einsame Jugend verbracht hatte.

An Sonntagnachmittagen brachte Padre Ignazio ihm das Schwimmen bei, sprang vor ihm in einem schwarzen Wollbadeanzug in die Wellen. Auf der Terrasse bei dem Professore erzählte ihm Pina Vella, sobald der Schulmeister betrunken eingeschlafen war, jede Geschichte, die zu der Insel gehörte.

»Ein kleiner Ort wie dieser ist bedrückend«, warnte ihn Padre Ignazio. »Das sehen Sie noch nicht, aber Sie werden es noch merken. Alle, die zu Besuch kommen und nicht hier geboren sind, halten sie für herrlich ländlich. Auch ich war der Meinung. Aber alle, die auf Castellamare geboren sind, kämpfen mit allen nur möglichen Mitteln darum, die Insel zu verlassen, und eines Tages wird es Ihnen auch so gehen. Mich traf es ungefähr im zehnten Jahr.«

Doch Amedeo, der sich immer schwerelos vorgekommen war, als laufe er Gefahr, der Erde völlig zu entschweben, nahm das solide Gewicht des Orts dankbar an, seine engen Grenzen. Es amüsierte ihn, dass seine Patienten schon eine Stunde vor ihm über seine Tätigkeiten Bescheid wussten; es störte ihn nicht, wenn die Witwen ihn von den Holzstühlen vor ihren Häusern aus zusammengekniffenen Augen taxierten. Dass man bei all seinen Patienten vom Fenster aus auf dasselbe blaue Meer schauen konnte, tröstete ihn. Die Insel war acht Kilometer lang, die er auf seinen täglichen Runden abließ. Er entdeckte die Höhlen, in denen wilde Ziegen mittags schliefen, und scheuchte Eidechsen in den Hausruinen vor der Stadt auf, die dann wie Wasser die Wände hinaufliefen. Vor der Bar des alten Rizzu sitzend, zeichnete er auf einem fleckigen Blatt Papier eine Karte der Insel. Der alte Mann nickte zustimmend und machte ihn auf Fehler aufmerksam.

Zu Beginn des Frühjahrs schickte er seinem Pflegevater einen Brief, in dem er ihn einlud, mit ihm Limoncello im Haus am Rande der Nacht zu trinken, denn es gebe wirklich eine Terrasse mit Bougainvillea, schrieb er eifrig, genau wie der ältere Arzt es vorhergesagt hatte.

Doch als es Sommer wurde, saß er nicht mit seinem Pflegevater unter der Bougainvillea. Stattdessen beorderte ihn ein Telegramm in den Norden.

IV

Man schickte ihn in die Schützengräben von Trient.

Von der Insel abgeschnitten, wurden ihm zwei Dinge unentbehrlich: das Foto vom Fest der heiligen Agata und sein Geschichtenbuch. Einige seiner Kameraden unter den